

Aus:

MATHIAS WAGNER

Die Schmugglergesellschaft

Informelle Ökonomien an der Ostgrenze

der Europäischen Union.

Eine Ethnographie

Oktober 2011, 378 Seiten, kart., 33,80 €, ISBN 978-3-8376-1775-7

Mit dem Schmuggel von Alkohol, Zigaretten und Kraftstoff hat sich an der östlichen Peripherie der EU eine spezifische Form der Marktwirtschaft entwickelt.

Mathias Wagner hat ein Jahr an der polnisch-russischen Grenze gelebt und die Schmuggler auf ihren Fahrten begleitet. Seine Analyse zeigt die Einbettung der informellen Ökonomie in die alltäglichen Lebenszusammenhänge der Grenzregion. Das Buch führt den Alltag und die Systemebene gesellschaftlicher Rahmenbedingungen zusammen und verdeutlicht die zum Teil desaströsen Folgen politischen Handelns für das Individuum. – Eine wertvolle Ergänzung des Diskurses um die Transformation Ostmitteleuropas.

Mathias Wagner (Dr. phil.) ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bielefeld.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1775/ts1775.php

Inhalt

Vorwort | 7

„Fremde nimmt man nicht mit“ – Feldforschung als Prozess | 9

Schmuggel als soziologisches Forschungsfeld | 22

Anmerkungen zur Bearbeitung der Interviews | 25

Schmuggel in Literatur und Geschichte | 27

Historische Spuren des Schmuggels | 31

Ein Blick auf die ‚Technik‘ des Schmuggels | 37

Schmuggleralltag in historischen Darstellungen | 41

Zöllner, Schmuggler und die Öffentlichkeit | 44

Die Romantisierung des Schmugglers | 47

Sępopol – eine Gesellschaft im Umbruch | 53

Kleinhandel ist keine verdienstvolle Tätigkeit | 80

Arbeitslose im Netz informeller Tätigkeiten | 100

Eine Ethnographie des Schmuggels | 119

Schmuggler und Zöllner – Akteure in einem ‚Theater‘ | 130

Die Ökonomie des Schmuggels | 150

Strafmandate des polnischen Zolls | 171

Korruption, Bestechung und ‚Gebühren‘ | 175

Widersprüchliche Anforderungen – als Zöllner an der Grenze | 179

Typologien des Schmuggels | 187

Die Selbstständigen – „Früher war es gut, und heute ist es für mich noch besser!“ | 192

Die Freiberufler – „Mit einer legalen Arbeit hätte man weniger Stress“ | 217

Das Kollektiv – Mit „HUGO BOSS“ an die Grenze | 241

Die Unternehmer – „Die Nachbarn schauen einem in den Kochtopf!“ | 250

Die Tagelöhner – „Für mich ist es weniger Stress“ | 273

**Zwischen Toleranz und Verschwiegenheit –
die Reaktionen der lokalen Gesellschaft | 289**

Die Einstellung der Akteure zum Schmuggel | 290

Die lokale Elite und der Schmuggel | 296

Die soziale Repräsentation des Schmuggels in der lokalen Gesellschaft | 302

Die soziale ‚Verwundbarkeit‘ der Schmuggler | 306

Die Integration des Schmuggels in die lokale Gesellschaft | 317

**Die Objektivierung des Subjektiven –
ein methodischer Exkurs | 331**

Der Feldforscher als Flaneur | 332

Der Feldforscher als vertrauter Fremder | 337

Subjektivität in der ethnographischen Methode | 344

Literatur | 351

Anhang 1 – Liste der Transkriptionssymbole | 371

Anhang 2 – Liste der Publikationen aus dem Forschungsprojekt | 373

Vorwort

Am Ende einer umfangreichen Arbeit begibt man sich wieder zurück an den Anfang, um mit einleitenden Worten das Werk abzuschließen. Diesem Brauch sei auch hier gefolgt, und so möchte ich ein paar einleitende Sätze und einige Worte des Dankes voranstellen. Seit dem Fall des ‚Eisernen Vorhangs‘ hat sich an den heutigen Ostgrenzen der Europäischen Union ein reger informeller Kleinhandel entwickelt. In der vorliegenden Arbeit wird dieser Schmuggel exemplarisch am Beispiel einer polnischen Gemeinde im Grenzgebiet zu Russland, d.h. zur Kaliningrader Oblast, untersucht. Es ist mir dabei ein Anliegen, den Schmuggel nicht moralisch zu beurteilen, sondern als im Alltag der Akteure fest eingebettetes Phänomen zu begreifen. Damit rücken hier Menschen in den Vordergrund, deren Motive und Notlagen in vielen Darstellungen des gesellschaftlichen Umbruchs in Mittelosteuropa unter statistischen Angaben verschwinden und in der Euphorie einer erweiterten Europäischen Union kaum wahrgenommen werden. Für die Verlierer des Transformationsprozesses bieten vielfach die informellen Bereiche der Ökonomie – vom Schmuggel über Subsistenzproduktion bis zur ‚Schwarzarbeit‘ in der Migration – die einzigen Möglichkeiten einer drohenden Verarmung zu entgehen.

Um Irritationen vorzubeugen, ist eine Vorbemerkung zur Erläuterung des Begriffes der „Schmugglergesellschaft“ im Titel notwendig. Mit dem Titel ist weder gemeint, dass alle Einwohner der Gemeinde noch deren Mehrheit dem Schmuggel nachgehen. Verglichen mit anderen lokalen Gesellschaften findet jedoch eine relativ große Anzahl im Schmuggel ein zusätzliches Einkommen, was zugleich von der Mehrheit der Einwohner toleriert wird. Da die Einwohner auf unterschiedliche Weise in den Schmuggel verstrickt sind, sei es direkt als Schmuggler oder als Käufer von geschmuggelten Waren, sowie indirekt, indem sie den Schmuggel tolerieren, erscheint der Begriff „Schmugglergesellschaft“ gerechtfertigt.

Das Buch wäre nicht entstanden, hätte ich nicht die freundliche Unterstützung von mehreren Seiten erhalten. An erster Stelle möchte ich die Einwohner der polnischen Gemeinde Sępopol erwähnen. Ihnen gilt mein Dank dafür, dass sie bereit waren, mir einen Einblick in ihren Lebensalltag zu gewähren. Ihre Hilfe war vielfältig und umfasste neben den forschungsrelevanten Themen auch unterschiedliche Unterstützungen bei der Bewältigung unseres Alltags. Mein Dank gilt auch den Vertretern der Gemeindeverwaltung und der Schule. Aus der Vielzahl von Einwohnern, die mir bei meiner Arbeit geholfen haben, sei es mir erlaubt, hier nur wenige namentlich zu erwähnen. Hervorheben möchte ich den freundschaftlichen Kontakt zur Familie Górecka, besonders zu Oxana, außerdem zu Bogdan Suchostawski, zu Familie Radziszewski sowie zu Elżbieta (Irena) Buczko.

Der Leser wird Verständnis dafür haben, dass die eigentlichen Hauptpersonen dieses Buches, die Schmuggler und Schmugglerinnen, anonym bleiben. Gleichwohl gilt ihnen ein ganz herzlicher Dank, denn sie waren bereit, mich bei ihren Fahrten mitzunehmen, Schwierigkeiten bei der Einreise nach Russland aus dem Weg zu räumen und mir in langen Interviews ihren Alltag darzulegen. In diesem Zusammenhang möchte ich auch die Zöllner erwähnen, die bereit waren, in Interviews meine Fragen zu beantworten.

Danken möchte ich auch dem Kreis meiner Kollegen, deren Anregungen, Kritik und Unterstützung für die Durchführung und die Ausarbeitung der Forschung substanziell waren: Prof. Dr. Ulrich Mai, Prof. Dr. Wojciech Łukowski, Dr. Bettina Bruns, MA Ewa Matejko und MA Andrej Levchenkov sowie Prof. Gennady Fedorov. An dieser Stelle sei auch der VolkswagenStiftung für die Bereitstellung der finanziellen Mittel für diese Forschung sowie für die Publikation der Ergebnisse mein Dank ausgesprochen. Agata Wiśniewska-Schmidt und Ewelina Barthel möchte ich für die Korrekturen der deutschen Übersetzungen der polnischen Interviews sowie Helga Martens und Anja Bloch für die Berichtigungen des Textes danken. Georg Wagner und Marianne Wagner danke ich für die finanzielle Unterstützung bei der Herausgabe dieses Buches. Matthias Öhler (Rheinschrift) führte mit Sorgfalt und Geduld die letzten Korrekturen aus. Am Ende dieser langen, aber bei Weitem nicht vollzähligen Liste möchte ich meiner Frau Christine für ihre Bereitschaft danken, die Zeit der Feldforschung mit mir in Sępopol zu teilen.

„Fremde nimmt man nicht mit“ – Feldforschung als Prozess

„Aber es ist auch so, wie man sagt: Nimm keine Fremden mit! Warum soll jemand sehen, was dort ist, nicht? Mach’ es wie alle, nimm deine Leute! Nun, einer sagt nichts, und ein anderer tratscht gleich irgendwo und, ja, und, ja? [...] Ja, der Nachbar, die Nachbarin dort, aber nicht noch einen Fremden. Nun, auch die Schwester mit ihrem Sohn, in Ordnung, und so ist das, und das ist alles, nicht.“¹

In dieser kurzen Sequenz aus einem Interview wird die Problematik, Fremde in die illegalen Strukturen des Schmuggels einzuweißen, deutlich. Mit der Erforschung illegaler Praktiken begibt sich der Wissenschaftler in soziale Zusammenhänge, die mit Konflikten und Vorbehalten durchsetzt sind. Dabei war die Tatsache des illegalen Grenzhandels schon lange kein Geheimnis mehr, als ich im Frühjahr 2005 mit der Forschung begann. Seitdem in den 1990er Jahren der illegale Warenverkehr zwischen Russland und Polen nicht mehr zu übersehen war, hatten Presseberichte die Situation über die Region hinaus bekannt gemacht. Allen Einwohnern im grenznahen Gebiet sind der Schmuggel und meist auch die darin engagierten Personen bekannt. Doch vermeidet man es tunlichst, Fremden einen Einblick in den Grenzhandel zu geben. Dabei ist es weniger offene Ablehnung, die der Forscher erfährt, vielmehr bleiben ihm bestimmte Bereiche des Schmuggels schlicht verschlossen. Erwähnt wird der Schmuggel nur in allgemeinen Floskeln ohne persönlichen Bezug. Bildlich gesprochen kann man sagen, dem Wissenschaftler wird auf sein Klopfen hin die Haustür geöffnet, man bittet

1 „Ale też jak to się mówi obcych nie bierze. Po co tam kto ma wiedzieć co tam, nie? Takie swoje już co każdy tego, no. No bo jeden nic nie powie, a drugi zaraz wypapla gdzie i, no i, no. [...] Tak o no to sąsiad, sąsiadka to tam, nie tam i że ktoś obcy jeszcze. No to i siostra z synem też i tak o no to tak o jest wszystko no.“

ihn herein doch bleibt der Raum des Schmuggels verschlossen. Welche Veranlassung sollten die Schmuggler auch haben, einen fremden Wissenschaftler in ihre Geschäfte einzuführen, wo sich doch ihre Kontakte auf Freunde, Verwandte und Nachbarn beschränken? Als Tatsache ist der Schmuggel allgemein bekannt, doch in den konkreten Ablauf möchte man keinen Einblick gewähren, denn bei aller Publizität bleibt es eine illegale Tätigkeit.

Von Sępopol erfuhr ich zum ersten Mal Anfang der 1990er Jahre durch einen Bericht im deutschen Fernsehen, in dem der Journalist Klaus Bednarz das ehemalige Ostpreußen vorstellte. In Erinnerung geblieben war mir der Satz: „1945 starb Schippenbeil, heute stirbt Sępopol.“ Schippenbeil, so der deutsche Name von Sępopol, wurde 1945 beim Einmarsch der Roten Armee durch Brandlegung zerstört. Um die wenigen nicht zerstörten Gebäude herum entstanden im Laufe der Jahre einige schmucklose Wohnblöcke sowie Einfamilienhäuser. Eine Stadt, die Anlass für den obigen Kommentar gibt und nahe an der Grenze zu Kalininograd liegt, sollte ideale Voraussetzungen für eine Forschung über die Funktion des Schmuggels bieten. Obwohl der Fernsehbericht zum Zeitpunkt meiner Forschungen schon über zehn Jahre zurücklag, bestätigte der erste Eindruck die Erwartung. Der Ort vermittelt dem Besucher einen abweisenden Eindruck. Mein erster Kontakt entwickelte sich zufällig, als ich erfuhr, dass Sępopoler Schüler ihre Sommerferien in einem mir bekannten polnischen Ort verbrachten. Mit Unterstützung der Organisatorin dieser Ferienfreizeit gelang es mir, ein Zimmer in Sępopol zu mieten. So fand ich zunächst Unterkunft bei einer Familie, deren erwachsene Kinder an anderen Orten studierten und die daher freie Zimmer hatte. Zwar war ich damit in Sępopol angekommen, doch erwies sich die Wohnlage in einer am Ortsrand gelegenen Eigenheimsiedlung als ungünstig für den Aufbau weiterer Kontakte. Da außerdem meine Frau Christine plante, mich für mehrere Monate bei meinem Forschungsaufenthalt zu begleiten, bemühte ich mich, eine eigene Wohnung im Ortskern zu mieten.

Obwohl es sich um eine Region mit hoher Migration handelt, ist Wohnraum Mangelware. Zudem verkauft man freie Wohnungen, vermietet sie aber in der Regel nicht. An einer öffentlichen Anschlagtafel fand ich nur den Hinweis auf eine zum Verkauf stehende Wohnung. Leer stehende Wohnungen gehören durchweg Arbeitsmigranten, die hier für ihre Rückkehr vorsorgen und kein finanzielles Interesse an einer zwischenzeitlichen Vermietung haben. Um den Ort kennenzulernen, war es wichtig, selber erst einmal bekannt zu werden. Erste Kontakte ergaben sich über meine Gastfamilie und wurden über den Gartenzaun hinweg in Gesprächen mit den Nachbarn geknüpft. Neugierig waren ja beide Seiten, ich wollte die Menschen in meiner neuen Umgebung kennenlernen, und sie bewegte die Frage nach meinen Motiven, in ihre Stadt zu kommen. Daneben

bot die Suche nach einer passenden Wohnung Gesprächsstoff beim täglichen Einkauf im Lebensmittelladen, beim Besuch der Bibliothek des Kulturhauses und – nicht zu vergessen – als Gast in einer der drei Wirtshäuser. Mit der Unterstützung einer Sępopoler Bürgerin konnte ich dann im Spätsommer 2005 eine Wohnung in zentraler Lage beziehen.

Ein anderes Problem war die Darstellung unseres Forschungsinteresses. Schon bei der Vorbereitung waren wir davon ausgegangen, dass es schwierig sein würde, Zugang zu den Schmugglern zu bekommen. So konzentrierte ich mich zunächst darauf, allgemeine Informationen zu erhalten und in Form von Tagebuchberichten festzuhalten. In den ersten Wochen waren es vielfach zufällige Kontakte wie das Gespräch mit einem Angler, den ich an einem Sommerabend auf der Brücke über die Łyna traf. Ich unterbrach meinen Abendspaziergang und stellte mich zu ihm. Während wir den Schwimmer seiner Angel beobachteten, beklagte er sich über die schlechte wirtschaftliche Situation. Seinen Kindern, so erzählte er mir, würde er raten, eine gute Ausbildung zu machen, um anschließend so schnell wie möglich den Ort, die Region oder am besten Polen zu verlassen. Bald würde es hier nur noch Arbeitslose und Rentner geben, die Jungen suchten schon lange in anderen Orten Arbeit, und auch er arbeite schon seit Jahren als Erntehelfer in Deutschland. Doch nachdem es zu Unstimmigkeiten über die Höhe der Bezahlung gekommen sei, habe er die Arbeit aufgegeben. Soweit eine der ersten Notizen aus meinem Feldtagebuch. Erst im Verlauf der folgenden Monate verstand ich, dass hier zentrale Probleme des Ortes angesprochen wurden. Dazu gehören neben Arbeitslosigkeit und Migration die verlorenen Hoffnungen der Generation, die als junge Menschen mit der *Solidarność*-Bewegung für gesellschaftliche Veränderungen eintraten und sich heute als Verlierer der Systemtransformation erleben.

Die hoffnungslose wirtschaftliche Situation in der Kleinstadt seit den 1990er Jahren veranlasste die Mehrheit der jüngeren Generation zur Migration. So resümierte ein Mann von 30 Jahren, dass von den 70 Kindern seines Grundschuljahrgangs 62 den Ort verlassen haben. Einige wanderten nach Westeuropa und Nordamerika aus, während die Mehrzahl heute in anderen Gebieten Polens lebt. Doch auch diejenigen, die in Sępopol geblieben sind, suchen immer wieder befristete Arbeitsmöglichkeiten im westlichen Ausland. Typische Arbeitsplätze finden sie in der Landwirtschaft und auf dem Jahrmarkt, Frauen vor allem im Bereich der privaten Pflege. Solange keine Probleme auftreten, ist es für die Betroffenen nebensächlich, ob es sich dabei um legale oder illegale Arbeitsverhältnisse handelt. Tendenziell ist damit die Gefahr eines Braindrains von beruflich gut qualifizierten Personen verbunden, während sich für schlecht qualifizierte Einwohner nur wenige Chancen zur Migration bieten. Da unsere Forschung den

Schmuggel fokussiert, bilden die angesprochenen Probleme den sozialen und ökonomischen Kontext, in dem das Phänomen zu analysieren ist. Neben Sozialunterstützung, saisonaler Arbeitsmigration und Subsistenzwirtschaft stellt nämlich der Schmuggel eine weitere Facette ökonomischer Strategien in einer wirtschaftlichen Krisenregion dar.

Gleichwohl blieb die Arbeit eines Soziologen für viele Einwohner unverstündlich, stellte man ihn sich doch als über Statistiken gebeugten Wissenschaftler vor, und nicht als jemanden, dessen ‚Arbeit‘ aus Gesprächen mit Nachbarn, Besuchen in der Kneipe oder der Teilnahme an Feiern bestand.² Einen wichtigen Beitrag zu meiner Integration bildete daher die Arbeit meiner Frau als Englischlehrerin an der örtlichen Grundschule. Im Gegensatz zur Arbeit eines Soziologen war die Tätigkeit einer Lehrerin für jeden einsichtig. So ist es nicht erstaunlich, dass man mich als den mitreisenden Ehemann sah, der seine Frau bei ihrer Tätigkeit begleitete und der anscheinend über ein immenses Maß an Freizeit verfügte. Zugleich eröffnete mir ihre Berufstätigkeit einen weiteren Zugang zu den Einwohnern.

Bei aller Unterstützung und freundlichen Aufnahme, die wir in Sępopol fanden, war unser Leben dort auch von Konflikten begleitet. Als Ausländer und Fremde wurden wir mehrmals Ziel aggressiver Konfrontationen. Gezielt von Jugendlichen mit Schneebällen beworfen zu werden, gehörte noch zu den harmlosen Vorfällen. Deutlicher wurden die Belästigungen, als in den Abendstunden Schneebälle und auch mal ein rohes Ei an unserem Wohnzimmerfenster zerplatzten und im Schutz der Dunkelheit Jugendliche in gebrochenem Deutsch „Sieg heil“ brüllten, während wir durch den Ort gingen. Trotz des offensichtlich antideutschen Tenors sollte man den politischen Gehalt der Belästigungen nicht zu hoch bewerten. Zwar berichteten deutschstämmige Einwohner in Polen davon, wie bis in die 1960er Jahre Kinder mit deutschen Vorfahren von ihren Mitschülern als „Schwabens“ beschimpft wurden, doch ebte diese Form der Diskriminierung in den folgenden Jahren ab.³ Heute erfahren polnische Angehörige der deutschen Minderheit solche diskriminierenden Belästigungen nicht mehr. Wir boten aber als Fremde für eine Gruppe Jugendlicher eine Gelegenheit, diese noch schemenhaft vorhandenen Vorbehalte zu aktivieren.

Als schließlich eines Morgens die Scheibenwischer unseres Wagens verboten waren, führte das bei uns zu einer erheblichen Verunsicherung. In unserer Not wandten wir uns an andere Einwohner, um auf diesem Weg die Belästigung

2 In dem Prozess der Feldforschung ergeben sich viele Informationen und Kontakte zwar zufällig, doch ist es „die Kunst [...], die Zufälle hinterher angemessen zu interpretieren“ (Josten 1991: 18).

3 Wagner 2005: 67ff.; Mai 2001: 216.

gen öffentlich zu machen. Unsere Überlegung ging dahin, in der lokalen Öffentlichkeit Schutz zu suchen, da ein Verschweigen die Jugendlichen eventuell zu weiteren Taten ermuntert hätte. Vermutlich war das der richtige Weg, die Situation zu entspannen, denn mit vielfacher Unterstützung unserer Nachbarn beruhigte sich die Situation. Über einen langen Zeitraum begleitete uns aber ein Gefühl des Misstrauens und der Vorsicht, eingebettet in eine Atmosphäre von Distanz. Im Übrigen richteten sich aggressive Handlungen von Jugendlichen nicht nur gegen uns als deutsche Ausländer, sondern auch gegen Einheimische. So stoppten eines Nachts angetrunkene Jugendliche mitten in Sepopol einen Wagen und bedrohten die Insassen, ohne dass denen Hilfe zuteilwurde.⁴

Wenn sich nach Einbruch der Dunkelheit nur noch vereinzelt Erwachsene auf den Straßen aufhielten, beherrschte eine Gruppe Jugendlicher den öffentlichen Raum. Unter dem Einfluss von Alkohol konnten die informellen Treffpunkte an Häuserecken und auf dem Dorfplatz durchaus auch für die Einwohner eine bedrohliche Kulisse abgeben, wie die alleinstehende Bewohnerin einer Erdgeschosswohnung erzählte. Aus Angst vor Belästigungen löschte sie das Licht, wenn sich die Jugendlichen unterhalb ihrer Wohnungsfenster in einer Hausecke versammelten. Die betroffenen Bürger zogen sich aus dem öffentlichen Raum zurück und überließen die Straße den Jugendlichen. Nach Ansicht der Nachbarn würde der Versuch, den Konflikt über offizielle Wege zu lösen, erst recht zu weiteren Belästigungen führen. Institutionalisierte Wege einer informellen sozialen Kontrolle würden voraussetzen, dass Formen der Streitschlichtung durch mehrfache Anwendung zur Routine geworden wären.⁵ Informelle Wege der Streitschlichtung und Einflussnahme über Personen, die das Vertrauen beider Seiten genießen, bestehen jedoch nicht. Allenfalls ist es Angehörigen der Schule und der Gemeindeverwaltung mittels ihres Amtes möglich, auf die Familien Druck auszuüben, jedoch setzt dies eine persönliche Bekanntschaft mit den Autoritäten voraus, damit sie sich für einen einsetzen. In der alltagspraktischen Umsetzung einer informell ausgeübten Kontrolle könnte diese Funktion beispielsweise von Drehpunktpersonen übernommen werden, die das Vertrauen beider Konfliktparteien genießen.⁶

Aus diesen Erfahrungen resultierte zwar eine Verunsicherung, die die Kontaktaufnahme erschwerte, gleichwohl standen dem die Unterstützung, Hilfen und freundlichen Begegnungen mit der Mehrzahl der Einwohner von Sepopol gegenüber. Ohne den Rückhalt der Sepopoler Nachbarn, Bekannten und Vertreter von

4 Vermutlich wurde die Familie aufgrund mehrjähriger Arbeitsmigration nicht als einheimisch erkannt.

5 Berger/Luckmann 1969: 56ff.

6 Müller/Rosenow/Wagner 1994: 29ff.

Gemeinde und Schule wäre es uns schwergefallen, in dieser Situation den Aufenthalt fortzusetzen. Die Lage beruhigte sich, nachdem die städtische Verwaltung und die Schuldirektion ihren Einfluss geltend gemacht hatten. Die Konflikte gingen glücklicherweise nur von einer kleinen Gruppe jugendlicher Einwohner aus, die unsere Integration zwar erschwerten, sie aber langfristig nicht behinderten.

Während wir uns in der Kleinstadt einlebten, blieb es schwierig, einen Zugang zu den Schmugglern zu bekommen. Obwohl in den meisten Familien unserer Nachbarschaft mindestens eine Person dem Schmuggel nachging, blieb der Kontakt zu ihnen lange Zeit eingeschränkt. Mitten in der Nacht hörte ich die Kleinbusse mit Schmugglern losfahren, die am Nachmittag zurückkamen. Zudem verließ ein Reisebus frühmorgens den Ort Richtung Grenze. Eine direkte Kontaktaufnahme mit Schmugglern schien uns nicht sinnvoll, da wir vermuteten, dies würde nur Misstrauen wecken. Daher versuchte ich über die Vermittlung von mir mittlerweile bekannten Personen, Kontakte herzustellen. Zwar hatte ich schon kurz nach meiner Ankunft einen Schmuggler kennengelernt, bei dem ich in der Folgezeit regelmäßig Dieselmotorkraftstoff kaufte, doch blieben die Gespräche beim Tanken lange Zeit oberflächlich. Erst Monate später war es aufgrund der langen Kontinuität dieser lockeren Beziehung möglich, ein Interview zu führen, das dann durch erstaunliche Offenheit überraschte. Ein erster Erfolg war die Vermittlung einer Teilnahme an Fahrten im Linienbus. Da es sich um eine offizielle Verkehrsverbindung zwischen Polen und Russland handelte, stand er allen Reisenden problemlos zur Verfügung. Jedoch war es mein Anliegen, auch andere Formen des Schmuggelverkehrs, die mit dem Pkw, Kleinbus oder gemieteten Reisebussen durchgeführt wurden, kennenzulernen. Erst später verstand ich, dass meinem Ansinnen nicht nur die Vorsicht gegenüber Fremden entgegenstand, sondern vielmehr pragmatische Gründe. Wer mit seinem Pkw unterwegs ist und an der Grenze zwei Tage warten muss, verbringt die Zeit dann auch wartend im Fahrzeug. Doch nicht mit jedem mag man diese Nähe teilen, und zudem sieht man auch keine Veranlassung, einer fremden Person Einblick in die eigenen Geschäfte zu ermöglichen. Fährt man aber mit einer Gruppe im Kleinbus, dann bestehen Verpflichtungen gegenüber den Mitfahrern, die nicht ohne Begründung kündbar sind. Daher war es durchaus keine Ausrede, wenn ich zur Antwort erhielt, dass man keinen Platz freihätte. Diese Phase erfolglosen Suchens nach einem Zugang zu den Schmugglerkreisen währte sechs Monate. Zustande kamen die Kontakte dann über die Vermittlung eines Einwohners, zu dessen Familie seit Beginn der Forschung Beziehungen bestanden. Auf diesem Weg bot sich die Möglichkeit, einen allein fahrenden Schmuggler auf seinen

Fahrten nach Kaliningrad zu begleiten. Mit Marian Wojakowski⁷ hatte ich jemanden kennengelernt, der aufgrund seiner langjährigen Erfahrungen zu den etablierten Schmugglern gehörte. Durch diese Bekanntschaft brach das Eis des Misstrauens auch bei den anderen Schmugglern. Wie alle Ereignisse des Dorfes war mein Kontakt zu Marian innerhalb kürzester Zeit allgemein bekannt geworden. Sprach ich jetzt Schmuggler mit einer Bitte an, so galt ich nun als derjenige, der mit Marian über die Grenze fährt. Offensichtlich hatte Marian mit seiner Handlung deutlich gemacht, dass er mir vertraute, und diese sichtbare Tatsache wirkte wie ein Ausweis, mit dem sich mir die Türen öffneten. Besuchte ich später einen Schmuggler zu Hause, und es kam ein weiterer Besucher hinzu, so wurde ich manchmal als „Mitfahrer von Marian“ vorgestellt und damit implizit als vertrauenswürdige Person, da sie in die Zusammenhänge des Schmuggels eingeweiht war. Weitere Kontakte zu Schmugglern ergaben sich während der Fahrten nach Russland. Vor allem die Wartezeiten vor der Grenzabfertigung boten die Chance, Marians Bekannte kennenzulernen.⁸

Obwohl sich das soziale Feld der Schmuggler geöffnet hatte, blieben in manchen Fällen die Zugänge weiterhin verschlossen. So reichten beispielsweise gute Kontakte zum Ehemann nicht aus, um auch mit dessen Frau ein Interview führen zu können. Selbst nachdem vielfache Besuche in der Wohnung vorausgegangen waren, stimmte die Ehefrau der Bitte um ein Interview nicht zu. Für den qualitativ arbeitenden Sozialforscher ist die Absage eines Interviews oder die Verweigerung der Kontaktaufnahme jedoch nicht gleichbedeutend mit einem Scheitern der Forschung. Vielmehr gehen auch die offensichtlich vermiedenen und verweigerten Kontakte in die Interpretation der Sozialstruktur ein, da auch in den verweigerten Gesprächen eine Aussage liegt. In Anlehnung an Watzlawick muss auch eine Interviewabsage als Kommunikation begriffen werden. Da jedes Verhalten den Charakter einer Mitteilung hat, vermittelt auch die Verweigerung über bestimmte Fragen zu sprechen eine Botschaft. Watzlawick spricht in dem Zusammenhang von der „Unmöglichkeit nicht zu kommunizieren“⁹. Dem Sozialforscher obliegt es, die verweigerten Kontakte und Gespräche im sozialen Kon-

7 Es ist selbstverständlich, dass es sich bei allen Namen von Personen um Pseudonyme handelt. Um auch den Rückschluss aus dem Kontext auf einzelne Personen zu erschweren, wurden individuelle Besonderheiten, die sich beispielsweise aus dem Beruf oder der Funktion ergeben, verfremdet. Zur besseren Lesbarkeit des Textes wurde es jedoch vorgezogen, den zitierten Interviewpartnern vollständige Namen zu geben.

8 Bei diesen Begegnungen wurden Interviews verabredet und es ergaben sich Gelegenheiten, andere Schmuggler auf ihren Fahrten zu begleiten.

9 Watzlawick/Beavin/Jackson 1990: 50f.

text des Forschungsfeldes zu verorten und so eine plausible Annäherung an die Gründe des Verhaltens zu leisten.

Mehrfach abgesagt wurden Interviews von Personen, die in der Hierarchie der Schmuggler eine untergeordnete Position einnehmen, da sie in ihrer Tätigkeit auf die Hilfe anderer Schmuggler angewiesen waren. Zu diesem Personenkreis gehörten beispielsweise die Mitfahrer in Kleinbussen, die als abhängig Beschäftigte selten bereit waren, über ihre Tätigkeit zu berichten, wohingegen die Besitzer der Fahrzeuge als Organisatoren einer Schmugglergruppe durchaus freimütig erzählten. Versucht man, diesen Unterschied jenseits individueller Verhaltensweisen systematisch zu erklären, so fallen die Differenzen zwischen ihren sozialen und wirtschaftlichen Positionen ins Auge. Auf der einen Seite steht der Besitzer des Fahrzeugs, der die Strukturen des Grenzhandels kennt und zu seinem Vorteil zu nutzen weiß, während die bei ihm beschäftigten Tagelöhner auf ihn angewiesen sind. Nutzt der Fahrzeugbesitzer offensiv die Grenze mit den sich bietenden Chancen, hat der informell mitarbeitende Tagelöhner einen vergleichsweise passiven Part, da er seinen Gewinn nur in Abhängigkeit vom Fahrzeugbesitzer realisieren kann. Die Vorsicht des Tagelöhners bei Gesprächen über den Schmuggel ist eben auch ein Resultat seiner abhängigen Erwerbssituation. Man sagt ein Interview ab – so lässt sich verallgemeinern –, wenn man einen negativen Einfluss auf die eigene soziale Situation befürchtet.

Vor dem Hintergrund der genannten Einschränkungen stellt sich die Frage, welche Kontakte der Wissenschaftler im Feld aufbauen kann, bzw. welche Persönlichkeiten für ihn zugänglich sind, und wer sich verweigert.¹⁰ Zu bedenken ist, dass Forschungen, die wie im vorliegenden Fall mit einem über einjährigen Aufenthalt im geographischen und sozialen Raum des zu untersuchenden Feldes verbunden sind, den Wissenschaftler mit allen Facetten seiner Persönlichkeit involvieren.¹¹ Dadurch wird der Forschungsverlauf in einem sehr viel höheren Maß von subjektiven Aspekten beeinflusst, als dies bei anderen Methoden qualitativer Sozialforschung der Fall ist. Letztlich beruht die Basis des Kontakts zwischen Forscher und Informanten auf Sympathie. Ist diese nicht vorhanden, so wird entweder eine Kontaktaufnahme nicht stattfinden oder die Beziehung distanziert bleiben. Gleichwohl ist es notwendig und möglich, Faktoren zu benennen, die die Kontaktaufnahme unterstützen.

Zum einen lässt sich feststellen, dass nicht nur der Wissenschaftler Interessen hat, sondern die Bereitschaft zu Gesprächen ist auch für den Informanten von Nutzen. Dabei lassen sich zunächst drei Gründe allgemeinen Charakters feststellen, die in der Form qualitativer Forschung zu finden sind. Eine grundsätzli-

10 Cicourel 1974: 97f.

11 Stigel 1985: 289.

che Bedeutung kommt der Aufmerksamkeit zu, die der Wissenschaftler dem Informanten entgegenbringt. In qualitativen und in besonderem Maße bei biographischen Interviews bietet sich dem Informanten die Möglichkeit, sein Leben und seine Sicht der Dinge ausführlich darzustellen. Eine Informantin drückte es pointiert aus, als sie auf meine Aufforderung antwortete: „Also so eine Art Lebensbeichte solle sie machen“. Mit dem Interview wird das Private zu einem Aspekt öffentlichen Lebens und die persönlichen Erlebnisse erhalten die Weihe historischer und sozialer Relevanz. Die Erzählung des Einzelnen und seine Argumentation werden zu etwas Besonderem. Indem der Einzelne aus seinem Umfeld herausgehoben wird, bietet sich ihm die Chance zur Distinktion. Sowohl die persönliche als auch die öffentliche Beachtung, die dem Informanten zuteilwird, können eine Bestätigung seines Selbstbewusstseins bedeuten. Der Informant ist so wichtig, dass seine Geschichte, seine Ansichten und seine Probleme eine, wenn auch anonymisierte Form öffentlicher Darstellung erfahren. Ein dritter Grund für die Bereitschaft zum Kontakt besteht dann, wenn der Informant eine Botschaft hat, die er vermitteln will. Häufig handelt es sich um Botschaften mit politischem oder sozialem Inhalt, die im unmittelbaren persönlichen Kontext stehen. In der vorliegenden Forschung stellten mehrfach die Themen Verarmung und ungerechte ökonomische Verhältnisse die Motivation zur Teilnahme an Interviews dar. Ausdrücklich bemerkte eine Informantin, „dann würde einmal gezeigt, wie sie hier leben müssten!“ Betrachten wir nun die Hemmnisse und Motivationen der Informanten vor dem Hintergrund ihrer informellen und illegalen Aktivitäten, so ist davon auszugehen, dass sich an der Forschung Personen beteiligten, deren soziale Position nicht bedroht war. Dabei konnte es sich durchaus auch um soziale Randpositionen handeln, soweit diese eben nicht von anderer Seite infrage gestellt wurde.

Form und Umfang der Kontakte im Feld stehen selbstverständlich im Zusammenhang mit den Aktivitäten des Wissenschaftlers. Um dem Leser einen Einblick in den Alltag während der Forschung zu geben, soll an dieser Stelle in verdichteter Form ein beispielhafter Tagesablauf geschildert werden. Wie schon erwähnt, hatte ich gemeinsam mit meiner Frau eine Wohnung angemietet, deren Besitzerin längerfristig in Großbritannien arbeitete. Wie viele Polen, die im Ausland arbeiten, hatte sie die Wohnung als Alterssitz vorgesehen. Die Wohnung lag in der ersten Etage einer der wenigen Altbauten im Zentrum der kleinen Stadt und bot so eine ideale Ausgangsbasis für die Forschung. Für unsere Nachbarn begann der Tag meist vor sechs Uhr. Durch das geöffnete Fenster hörte man Nachbarn und Nachbarinnen, wenn sie am Morgen auf der Rückseite der Gebäude ihre Wohnungen verließen. Die bauliche Enge der Häuser sowie die dichte Belegung der Wohnungen schränkte die Privatsphäre ein. Selbst wir als

neue Mieter konnten schon nach kurzer Zeit Geräusche bestimmten Personen zuordnen. Geheimnisse sind in dieser Atmosphäre praktisch nicht möglich: Kein Gast, keine Tätigkeit und keine Änderung im Tagesablauf blieben den Nachbarn verborgen.

Der erste Weg führte mich am Morgen einige Häuser weiter, um am Kiosk eine Tageszeitung zu kaufen. Unterwegs begegnete ich Nachbarn, die Wäsche aufhängten, Feuerholz aus dem Schuppen holten oder mit dem Fahrrad auf dem Weg zum Garten waren. Manchmal wurde der kurze Gruß durch Fragen über das Woher und Wohin oder das Wetter erweitert. Meine erste Verabredung des Tages war um zehn Uhr, zum Sprachunterricht bei einer pensionierten Schuldirektorin. Während sie sich bemühte, mir die polnische Grammatik beizubringen, erfuhr ich in unseren Gesprächen vieles über den Ort und seine Einwohner. Da sie und ihre Familie seit Ende der 1950er Jahre in Sępopol lebten, war sie sowohl über die Vergangenheit als auch die Gegenwart gut informiert. Zudem kannte sie aufgrund ihres Berufes die Mehrzahl der Einwohner von klein an. Im Anschluss an unseren Unterricht begab ich mich in das Kulturhaus (poln.: dom kultury). Hier konnte ich die Internetverbindung für meinen E-Mail-Verkehr und Recherchen nutzen. Auf dem Rückweg zur Wohnung machte ich noch in einem Lebensmittelgeschäft halt. Seit dem ersten Tag meines Aufenthaltes erledigte ich die täglichen Einkäufe überwiegend im selben Laden. Für diesen typischen ‚Tante-Emma-Laden‘ ergriff mich vom ersten Moment an eine Art Sentimentalität, außerdem hatte die Kontinuität auch den Vorteil, die Besitzer und ihre Mitarbeiterinnen allmählich kennenzulernen. In diesem Fall hatte die Enge der sozialen Kontakte durchaus auch pragmatischen Nutzen, wenn ich beispielsweise beim Kauf von Tomaten darauf hingewiesen wurde, dass doch meine Frau schon welche gekauft hätte. Fehlende sozialräumliche Distanz hat neben der kontrollierenden Funktion eben auch den Vorteil gegenseitiger Hilfe.

Zurück in der Wohnung begab ich mich für eine Stunde in den Schuppen, um unseren Vorrat an Feuerholz zu hacken. Holz ist immer noch der preiswerteste Brennstoff und wird üblicherweise in einem Schuppen gelagert. Zwischendurch kam eine Nachbarin auf mich zu und bot mir Gemüse aus ihrem Garten an. Um die Mittagszeit war ich dann auf der Gemeindeverwaltung verabredet, um Daten über den Ort zu erhalten. Als ich die Verwaltung verließ, begegnete ich einem Bekannten, dessen Tochter eine Schülerin meiner Frau war. Über ihre Arbeit an der Grundschule hatte meine Frau Kontakt zu einer Gruppe von Schülerinnen geschlossen, die sich an den Nachmittagen in unserer Wohnung trafen. Der Vater nutzte jetzt die Gelegenheit, mich zum Bier ins „Sajgon“, einer der drei Kneipen des Ortes einzuladen. Obwohl „sajgon“, wie mir der Wirt eines Abends erklärte, ein Slangausdruck für chaotische Zustände oder ein Tohuwa-

bohu ist, handelte es sich um eine ruhige Lokalität, die als abendlicher Treffpunkt und für familiäre Feiern genutzt wurde. Unser Gespräch kreiste um seine Lebensumstände und berührte auch Erfahrungen mit dem Schmuggel. Nachdem ich ihm von meiner Forschung erzählt hatte, verabredeten wir uns für den folgenden Sonntag zu einem Interview.

Im weiteren Verlauf des Nachmittags machte ich mich mit dem Fahrrad auf den Weg zu einem etwas außerhalb der Kleinstadt wohnenden Bekannten. Ich traf ihn bei der Gartenarbeit an, bei der ihn ein Arbeitsloser für einen geringen Lohn unterstützte. Sie unterbrachen ihre Arbeit, und wir saßen eine Weile zusammen. Da mich die Lebensumstände des Arbeitslosen interessierten, bemühte ich mich, eine weitere Begegnung zu vereinbaren. Die Gelegenheit war günstig, unser gemeinsamer Bekannter unterstützte mein Anliegen. Schließlich erhielt ich mit der Bemerkung, er wäre an den Vormittagen eigentlich immer zu Hause anzutreffen, die gewünschte Einladung. Später machte ich zu Hause einige Notizen zu dem Gespräch und meinen Beobachtungen im Feldtagebuch, bevor ich am Abend noch einmal einen kurzen Besuch im „Sajgon“ machte. An der Theke saßen schon einige Stammgäste, ich gesellte mich zu ihnen und hörte ihren Gesprächen zu, während im Hintergrund der unvermeidliche Fernseher die Nachrichten übertrug.

Ungefähr so verlief ein durchschnittlicher Tag während meiner Feldforschung. Vielleicht ist mit diesem Beispiel für den Leser die Atmosphäre deutlich geworden und auch verständlich, warum meine Nachbarn meine Aktivitäten nicht als ‚Arbeit‘ oder zumindest als ‚Forschung‘ verstanden. Unerwähnt blieben in der exemplarischen Schilderung extreme Situationen, die sowohl die Erfolge betreffen aber auch die schleichend ansteigende Frustration, solange mir die Kreise der Schmuggler verschlossen blieben. Für mich als deutschen Ausländer konnte der Zugang zu den Schmugglern immer nur direkt und mit ihrer Zustimmung erfolgen, ganz im Gegensatz zu meinen russischen und polnischen Kollegen, die ebenfalls im Rahmen der Forschung an anderen Orten Kontakte zu Schmugglern suchten.¹² Für russische oder polnische Studenten stellte der Schmuggel eine vielfach praktizierte Erwerbsmöglichkeit dar, sodass für einheimische Wissenschaftler die Teilnahme am Schmuggel in Form verdeckter Beobachtungen ohne Probleme möglich war. Sie wurden als Gleiche unter Gleichen akzeptiert, solange sie sich auf die teilnehmende Beobachtung beschränkten, denn erst durch ihr Nachfragen und ihre Bitte um ein Interview gaben sie sich als Außenstehende zu erkennen.

12 Wojciech Łukowski und Ewa Matejko am Grenzübergang Goldap-Gusew und Andrej Levchenkow am Grenzübergang Gronowo-Mamonowo. Vgl. Literaturhinweise im Anhang.

Nachdem es mir gelungen war, den Kontakt zu den Schmugglern aufzubauen, bemühte ich mich darum, bei unterschiedlichen Personen eine Mitfahrgelegenheit zu einer Schmuggeltour zu bekommen. Eine unerwartete Hürde bildete dabei die undurchsichtige russische Visavergabe. Obwohl uns auf der Grundlage einer Vereinbarung der deutschen und russischen Regierungen einjährige Visa mit unbegrenzten Einreisemöglichkeiten hätten erteilt werden müssen, erhielten wir zunächst nur so genannte „Dreimonatsvisa“. Mit diesem Visum war es nur möglich, zwei Mal in das Kaliningrader Gebiet einzureisen. Da wir jedoch häufiger die Grenze überquerten, war das Visum schon nach zwei Wochen abgelaufen, und wir mussten die Antragsprozedur von Neuem beginnen.¹³

Da wir aufgrund unseres Forschungsthemas befürchteten, dass es zu Problemen mit den russischen Behörden kommen könnte, hatten wir bei der Beantragung der Visa die Beschreibung unserer Forschung auf die allgemeine wirtschaftliche Situation im Grenzgebiet beschränkt. Trotz dieser Vorsicht überraschte uns dann doch die restriktive Visavergabe der russischen Seite. Unsere Vermutung ging in die Richtung, dass hier mafiose Beziehungen zwischen der Grenzadministration und den Schmugglern eine Rolle spielten. Tatsächlich führte meine Anwesenheit bei der russischen Grenzkontrolle auch immer wieder zu Irritationen. Da nach unseren Recherchen die Grenzübergänge zwischen der polnischen Wojewodschaft Ermland-Masuren und der Kaliningrader Oblast von über 95 Prozent des Privatverkehrs ausschließlich mit dem Ziel des Warenschmuggels benutzt wurden, bedurfte meine Anwesenheit als Deutscher einer Erklärung. Die polnischen Schmuggler und der Reiseleiter des polnischen Linienbusses traten den Nachfragen der russischen Grenzangestellten aber mit großer Sicherheit entgegen und erklärten, ich sei ihr Gast und wollte mir bei dieser Gelegenheit einmal Bagrationowsk oder Kaliningrad anschauen. Da die russischen Grenzangestellten vom Schmuggel profitieren, wollte man offensichtlich keine Beobachter. Wie eng die Verbindungen zwischen den Schmugglern und den russischen Grenzbehörden sind, konnte ich bei einer Fahrt mit dem polni-

13 Diese Probleme betrafen nur mich und die Bielefelder Doktorandin Bettina Bruns, da für unsere polnischen und russischen Kollegen andere Ein- und Ausreisebestimmungen galten. Während ich im zweiten Anlauf ein Jahresvisum mit unbegrenzter Einreisemöglichkeit erhielt, gelang es uns leider nicht, für Bettina Bruns ein entsprechendes Visum zu bekommen. An dieser Stelle sei denjenigen in Deutschland und Russland gedankt, die sich bei den russischen Behörden für unsere Visa eingesetzt haben: dem Rektor der Bielefelder Universität, dem Rektor und der stellvertretenden Rektorin der Kaliningrader Immanuel-Kant-Universität sowie dem deutschen Generalkonsul in Kaliningrad.

schen Linienbus beobachten. Bei unserer Rückkehr aus der Stadt Kaliningrad hielt der Bus an einer Ausfallstraße und nahm einen Offizier der russischen Grenztruppen einige Kilometer mit. Er kannte den polnischen Reiseleiter unseres Busses, und beide unterhielten sich freundlich und angeregt. Man hatte den Eindruck, dass sie sich gut kannten und miteinander einen kollegialen Umgang pflegten.

Während ich den Vorteil hatte, von den polnischen Schmugglern in die Gepflogenheiten der russischen Grenzadministration eingeweiht zu werden, konnte der Grenzübertritt für ausländische Touristen zu einem Hindernislauf werden. Nicht informierten Besuchern erscheint die Grenze als Sumpf der Korruption oder zumindest als unverständliche Zumutung. Dies kann nicht ausbleiben, denn erst die Kenntnis des sehr speziellen Grenzreglements ermöglicht eine relativ reibungslose Ausreise aus Russland. Wer die Grenze mit dem Anspruch überquert, hier ein westeuropäisches Grenzreglement vorzufinden, muss eine hohe Frustrationstoleranz aufbringen, denn diese Grenze funktioniert nicht nach formalen Regeln, sondern folgt einem informellen Reglement, das dem Touristen jedoch nicht mitgeteilt wird. Der Reisende wähnt sich dann einer „allmächtigen, geistlosen Bürokratie“¹⁴ ausgeliefert, während sich andere darauf eingestellt haben, dass hier ‚die Uhren anders gehen‘.

An dieser Stelle sollte deutlich geworden sein, dass es sich bei der Feldforschung um eine zeitintensive Erhebungsmethode handelt. Im Verlauf mehrerer Monate wurde unsere Anwesenheit zu einem unspektakulären Bestandteil des örtlichen Alltags. Mit der Anmietung einer Wohnung hatten wir uns einen emotionalen Rückzugsbereich in vertraute Bezüge geschaffen und konnten so im Jahresverlauf den Rhythmus der Ortschaft kennenlernen. Die Verslossenheit der Kleinstadt und seiner Einwohner wandelte sich mit den Monaten in meiner Wahrnehmung. Als ich nach über einem Jahr abreiste, war mir der Lebensrhythmus der Menschen vertraut geworden. Der Ort war nicht mehr abweisend und verschlossen, und hinter dem ersten Eindruck einer sterbenden Kleinstadt war der lebendige Rhythmus einer lokalen Gesellschaft sichtbar geworden, die sich in einer schwierigen ökonomischen Situation behauptet. Mittlerweile hatte ich miterlebt, wie zu Ostern und Weihnachten die schon seit Jahren im Ausland lebenden Kinder und Enkel zu Besuch kamen und sie sich am Abend im „Sajgon“ mit Freunden aus der Schulzeit trafen. Ich weiß jetzt, wer im Frühjahr, wenn die Spargelernte in Deutschland und die Erdbeerernte in Spanien beginnen, für Wochen oder Monate weg ist. So wie mir der Ort nicht mehr fremd erschien, war auch ich kein Fremder mehr in dieser Stadt. Wenn unser Nachbar am frühen Morgen sein Fahrrad aus dem Schuppen holte, dann kannte ich seinen Weg, der

ihn zum Garten führte. Im Verlauf der Zeit waren meine Frau und ich Teilnehmer an offiziellen Veranstaltungen und bei privaten Feiern. Bei einer der ärmsten Familien des Ortes waren wir Gäste bei der Kommunion ihrer Tochter, auf einer Geburtstagsfeier saßen wir beim Wodka gemeinsam mit Schmugglern und Grenzschützern an einem Tisch, und an den Feiertagen luden uns die Honoratioren der Ortschaft in ihre Wohnungen ein.

SCHMUGGEL ALS SOZIOLOGISCHES FORSCHUNGSFELD

„Der Zigarettenschmuggel boomt. Im vergangenen Jahr wurden mehr als 700 Millionen Zigaretten von deutschen Zöllnern sichergestellt. Laut Leonhard Bierl, Pressesprecher des Zollkriminalamtes in Köln, stammen sie hauptsächlich aus Polen, Litauen, China und der Ukraine. ‚Deutschland ist der lukrativste Markt für Zigarettenschmuggler‘, sagt Bierl. Das Zollkriminalamt schätzt den jährlichen Steuerausfall durch geschmuggelte Zigaretten auf 500 Millionen Euro.“¹⁵

Pressemeldungen dieser Art aus Polen und Deutschland ließen sich en masse zitieren. Der Schmuggel wird zunächst als kriminaltechnisches Problem wahrgenommen, dessen Hintergrund die ökonomische Verarmung in den Ländern Ostmitteleuropas bildet. Beide Sachverhalte sind zwar korrekt, und doch sind sie zugleich oberflächlich. Abgebildet wird hier lediglich die Erscheinungsebene eines gesellschaftlichen Phänomens, dessen soziale Zusammenhänge komplexer sind, als es die Pressemeldungen suggerieren. Während den Schmugglern auf der einen Seite vorgeworfen wird, aus Bequemlichkeit keiner formalen Arbeit nachzugehen, tauchen auf der anderen Seite romantisierende Beschreibungen auf, in denen sich der Schmuggler als Rebell gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung wehrt. Im günstigsten Fall wird der Schmuggel als ein Armutspänomen begriffen. Im Gegensatz zu der Vielzahl von romantisierenden Darstellungen des Schmugglerlebens steht die geringe Zahl wissenschaftlicher Analysen des Phänomens.¹⁶ Vor dem skizzierten Hintergrund war es unser Ziel, exemplarisch die sozialen Zusammenhänge des Schmuggels in der polnisch-russischen Grenzregion zu analysieren.

15 Köhler 2006: 58.

16 Zu erwähnen sind hier die wissenschaftlichen Arbeiten von Girtler 1992, Irek 1998, Haller 2000, Heller/Arambaşa 2009, Łukowski/Bojar/Jałowicki 2009. Sehr viel umfangreicher ist die Anzahl historischer Darstellungen.